
Mission und Ökumene

Gemeinsame Wurzel und unterschiedliche Entwicklung

von Martin Honecker

1 Einleitende Vorbemerkung

Zunächst sind einige Vorbemerkungen zur Klärung erforderlich. Ich bin kein Missionswissenschaftler und vertrete keine Theologie der Mission. Mein Fach war in meiner regulären Lehrtätigkeit Ethik und Sozialethik. In der Sozialethik geht es heute weniger um die Verbreitung des Glaubens, als um Globalisierung, weltweite Anerkennung der Menschenrechte, Weltethos, Kooperation oder Konflikt der Kulturen. Daher bin ich auch kein Insider der Diskussion über Mission, sondern argumentiere von einer Außenperspektive her. Es geht also nicht um ein Programm, sondern um eine Problemanzeige. Im Thema Mission verknüpfen sich viele theologische Probleme und Themen. Bei der Bewertung der Mission zeigt sich nämlich immer zugleich das Selbstverständnis einer Kirche und zugleich erfolgt eine Ortsbestimmung der Gegenwart. Mit der Sicht von Mission positioniert sich eine Kirche in Gesellschaft, Geschichte und Gegenwart. Ernst Troeltsch stellte vor mehr als einem Jahrhundert fest: »An dem Missionsproblem gehen alle Probleme des heutigen Christentums in einer besonders lehrreichen Richtung auf. In ihm steckt die Frage nach der Lebensfähigkeit, Zukunftsentwicklung und produktiven Kraft des Christentums, die Frage nach einer möglichen Einheit der Menschheit und vor allem nach der schließlichen Verständigung von Ost und West.«¹

Zum anderen: das Thema Mission wird vornehmlich erörtert aus der Perspektive des Protestantismus, des evangelischen Christentums. Bereits die Wortwahl Protestantismus und evangelisches Christentum verweisen auf ein Problem. Denn dabei wird nicht von evangelischer *Kirche* gesprochen. Die katholische Sichtweise, die Missionsgeschichte der katholischen Kirche wird weitgehend ausgeklammert. Träger der Mission in der Neuzeit waren im Katholizismus insbesondere die Orden. Seit dem 18. Jahrhundert betrieben im evangelischen Bereich Mission hingegen freie Vereinigungen, Missionsgesellschaften, nicht die Landeskirchen. Das ist dann noch zu bedenken. Auch die orthodoxe Kirche mit ihrer besonderen Weise und Auffassung von Mission bleibt beiseite.

Und schließlich: von vornherein ausgeklammert werden auch zwei besonders schwierige und brisante Themen, nämlich die Judenmission und die Mission unter Muslimen. Es ist kein Zufall, dass im Blick auf Judentum und Islam häufig nicht von Mission, sondern von Dialog, Religionsdialog die Rede ist. Dabei sind die Gründe und Motive unterschiedlich.

Bekanntlich ist heute sowohl in der evangelischen Kirche wie auch im römischen Katholizismus die Judenmission strittig. Die Argumente sind hier nicht zu entfalten. Verwiesen wird auf die Zwangsbekehrung von Juden seit dem Mittelalter. Verschärft wird dieses Argument dann durch den Hinweis, nach Auschwitz und nach der Schoa hätten Christen

¹ Ernst TROELTSCH, *Gesammelte Schriften II. Zur religiösen Lage, Religionsphilosophie und Ethik*, Tübingen 1913, 780.

das Recht verloren, Juden zu bekehren. Von jüdischer Seite wird kritisch vorgebracht, die Mission sei auch eine Form, das Judentum abzuschaffen. Evangelische Kirchen, beispielsweise die Evangelische Kirche im Rheinland haben daher ausdrücklich und förmlich einen Verzicht auf Judenmission erklärt. Dazu kommt die Annahme, es gebe zwei Heilswege; exegetisch wird dafür auf Römer 9 bis 11 verwiesen. Für die Christen sei der Heilsweg der Christusglaube, für die Juden sei der Heilsweg die Befolgung der Tora, die Freude am Gesetz Gottes. Mit diesen Argumenten kann hier nicht eine eingehende Auseinandersetzung geführt werden. Man sollte sich freilich überlegen und bedenken, ob ein prinzipieller Verzicht auf Judenmission nicht konsequenterweise zum Verzicht auf Mission überhaupt führen muss. Das Judentum seinerseits ist von Hause aus keine missionarische Religion. Israel versteht sich als Zeichen unter Völkern. Ansätze zur Gewinnung von Christen für das Judentum finden sich freilich im 19. Jahrhundert; dabei geht es sowohl um ein Bestreben, die Bestandserhaltung des Judentums zu gewährleisten, als auch darum, das Judentum als »Religion der Vernunft« zur Geltung zu bringen.

Im Islam liegen die Dinge anders. Der Koran kennt keinen dem Neuen Testament vergleichbaren Missionsbefehl. Ins Treffen geführt wird zwar die arabisch »Dawa« genannte Sure 23, 73. Sie spricht von einer Einladung zum Islam: »Und gewiss, du lädst sie zu einem geraden Weg.«. Aber einen ausdrücklichen Missionsauftrag gibt es so nicht. Der Islam kennt zudem nicht die für modernes Christentum und neuzeitliche Gesellschaft selbstverständliche Unterscheidung von Religion und Politik, von Kirche und Staat. Islam ist stets beides, Religion und Politik. Er beansprucht ferner die Regulierung der gesamten Lebensführung. Der Einzelne ist dadurch ganz und gar in die Umma integriert. Nach Mohammeds Tod hat sich der Islam von der arabischen Halbinsel aus durch politische und militärische Eroberungen ausgebreitet. »Mission« war politische Aktion. Wer Muslim ist, muss dies bleiben; Religionswechsel ist im Islam nicht vorgesehen. Aus diesem Grund hat 1948 Saudi-Arabien als Hüterin der heiligen Stätten des Islam der Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen nicht zugestimmt. Es gibt kein Menschenrecht auf Religionsfreiheit für den Islam und vor allem nicht die Freiheit des Religionswechsels. Islamische Staaten lassen christliche Mission nicht zu. Christenverfolgungen in islamischen Staaten und Regionen sind bekannt. Hinsichtlich des Islam fehlt also beim Thema Mission und Religionsfreiheit die Reziprozität,

deshalb ist der Islam in unserem Kontext kein Thema. Wenn die beiden Stichworte Judentum und Islam gefallen sind, dann ist damit schon angedeutet, dass bei der Thematik Mission sich heute ganz spezifische Schwierigkeiten auftun. Das ist anhand der Begrifflichkeit weiter zu veranschaulichen.

2 Zum Begrifflichen

Der Terminus Mission ist erst im 16. Jahrhundert geprägt worden. Vermutlich haben ihn erstmals Jesuiten in Umlauf gebracht, um damit die Bemühungen um die Gewinnung Ungetaufter für das Christentum zu bezeichnen. Mission heißt Sendung, Auftrag, und meint die Aufforderung zu einer bestimmten Handlung.² Dieser Auftrag ist die Annahme des christlichen Glaubens und die Bekehrung zum Christentum durch die Taufe. Der Konfessionswechsel, der Übertritt von Getauften zu einer anderen Kirche nennt man Konversion. Am ehesten entspricht dem heutigen Begriff Mission im Neuen Testament das Wort Apostole, apostellein, Sendung und senden. Apostolat und Mission sind freilich nicht identisch, da das Apostolat an die Sonderstellung der Apostel gebunden ist. Äquivalent zu Mission ist im Neuen Testament auch euangelizein, evangelisieren, also Evangelisation.

Der Auftrag, das Evangelium zu verkündigen und zu bezeugen ist freilich umfassender als die Terminologie missionieren, Mission.

Inzwischen wird das Wort Mission freilich auch säkular verwendet. Im Völkerrecht benennt Mission einen diplomatischen Auftrag. Mission dient auch davon abgeleitet zur Bezeichnung einer Auslandsvertretung, eines Gebäudes. Der Leiter einer diplomatischen Mission wird Missionschef genannt. Der amerikanische Präsident George W. Bush erklärte das Ende des Irakkrieges auf einem Flugzeugträger mit dem Satz: Mission erfüllt, »mission accomplished«. Gängig sind Redeweisen wie die von der Sendung des weißen Mannes oder die von der besonderen Mission der USA, weltweit für Frieden und Demokratie zu sorgen. Entwicklungshelfer sind heute auch auf ihre Weise Missionare, da sie eine bessere Gesellschaft schaffen sollen und wollen und dem Frieden und der Gerechtigkeit in der Welt zu dienen sich berufen wissen. Schließlich noch eine bemerkenswerte Lese Frucht; Theodor Heuß äußerte sich vor einem Jahrhundert über den Künstler Karl Osthaus und sein »zäh naives Missionsbedürfnis, die bessere Welt mit besseren Stühlen und besseren Tapeten sicherzustellen.« Mission kann somit ganz allgemein Sendung, Auftrag heißen.

Wenn im Folgenden über Mission gesprochen wird, dann geht es um eine besondere Sendung, nämlich um die christliche Mission, die Weitergabe des Evangeliums.

Ökumene scheint dagegen ein eindeutigeres Wort zu sein. Das griechische Verb Oikein, wohnen liegt dem Substantiv Ökumene zugrunde. Schon im 5. Jahrhundert vor Christus wurde Ökumene für die »bewohnte« Erde gebraucht. Dem Wort entspricht sowohl der alte Begriff katholisch wie das moderne Wort global, Globalität. Was meinen wir also, wenn wir von Ökumene reden? Verstehen wir darunter die gesamte Menschheit, das was der Ökumenische Rat der Kirchen einmal »Säkularökumenismus« nannte, das gemeinsame Eintreten für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung? Oder bezeichnen wir damit die Ökumene der Religionen, die Ökumene der abrahamitischen Religionen, von Juden, Christen und Muslimen? Oder geht es um die Ökumene, die Einheit der Kirchen? Auch das Wort Ökumene bedarf also einer Klärung. Unser heutiges Verständnis von Ökumene wie die ökumenische Bewegung insgesamt sind außerdem ein Erzeugnis der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und vor allem des 20. Jahrhunderts.

Und sodann: Was Mission betrifft, so kann man in verschiedener Hinsicht Fragen stellen. Zunächst einmal, wer ist Träger der Mission, wer missioniert? Die Antwort auf diese Frage scheint klar zu sein: Es ist die Mission der Kirchen. Nun waren freilich im Katholizismus Jahrhunderte lang Träger der Mission missionierende Orden, Dominikaner, Franziskaner, Jesuiten mit unterschiedlichen Missionsstrategien. Im Protestantismus sind es seit dem 18. Jahrhundert, angetrieben von Pietismus und Erweckungsbewegung, Missionsgesellschaften. Die Frage nach dem Subjekt der Mission ist also nach wie vor klärungsbedürftig. Sodann: was ist das Ziel der Mission? Was soll erreicht werden? Seelenrettung, kulturelle und zivilisatorische Besserung, quantitative Vergrößerung und Vermehrung der Kirche? Sodann stellt sich die Frage nach der Missionsmethode: Wie soll missioniert werden? Und schließlich zeigt sich, dass Mission vom jeweiligen Kontext abhängig ist: Unter welchen Bedingungen, in welchem Rahmen geschieht Mission? Diese prinzipiellen Fragen der Mission nach dem wer, was, wie und unter welchen Rahmenbedingungen, in welchem Kontext sie sich ereignet, werden im Folgenden nicht schematisch behandelt werden. Aber sie sollen sozusagen als Leitfragen im Gedächtnis behalten werden.

2 Literatur: Artikel Mission, TRE 23, 1994, 18-80; Michael SIEVERNICH, *Die christliche Mission. Geschichte und Gegenwart*, Darmstadt 2009; ältere Literatur: Gerhard ROSENKRANZ,

Die christliche Mission. Geschichte und Theologie, München 1977; Horst BÜCKLE, *Missionstheologie*, Stuttgart 1979.

3 Die unlösbare Verbindung von Mission und Ökumene

Kardinal Walter Kasper betonte: »Weltmission und Ökumene gehören von Anfang an wie zwei siamesische Zwillingen zusammen.«³ Das ist zutreffend. Der Schluss des Matthäusevangelium: »Geht hin in alle Welt, machet zu Jüngern alle Völker, tauft sie und lehrt sie halten, was ich euch befohlen habe,« (Mt 28,19) ist dafür der entscheidende Beleg. Mission und Ökumene sind in ihrer Sendung eins. Das gilt ebenso für die Weltmissionskonferenz von Edinburgh vom 14. bis 23. Juni 1910. Man sieht in dieser Konferenz geradezu die Geburtsstunde der ökumenischen Bewegung des 20. Jahrhunderts. Sie war eine Initialzündung für die Ökumene. Denn 1910 kamen im Versammlungssaal der »United Free Church of Scotland« mehr als 1200 Teilnehmer zusammen. 500 Teilnehmer waren Briten, 500 kamen aus den USA, 170 waren kontinentale Teilnehmer, dazu kamen australische, neuseeländische und südafrikanische Delegierte. Nur 17 Teilnehmer stammten aus den »Missionsfeldern«. Die Weltmissionskonferenz stand noch völlig im Zeichen des Kolonialismus. Auf dem Hintergrund des kolonialistischen Konzepts war das Ziel von Mission die Verkündigung des Evangeliums an die »Heiden« und die Ausbreitung der westlichen Zivilisation. Ein Anlass zur Verständigung waren Streitigkeiten auf den Missionsfeldern und die Konkurrenz der verschiedenen Missionsgesellschaften. Die evangelische und anglikanische Pluralität war gegeben. Hingegen waren die römisch-katholische wie die orthodoxe Kirche überhaupt nicht eingeladen und vertreten. Angetrieben wurde die Konferenz durch den Enthusiasmus von zwei Persönlichkeiten. Das war einmal der Präsident der Konferenz John Mott (geboren 1865 Livingstone Manor, New York, gestorben 31.1.1955 Orlando in Florida), ein amerikanischer Methodist. John Mott hatte 1900 die Programmschrift *The Evangelisation of the World in this Generation* veröffentlicht. Er war zuerst Missionar, dann 1889 bis 1915 Studentensekretär des YMCA (Young Mens Christian Association), des CVJM. Für seinen Einsatz für die Einheit der Christen, für Gerechtigkeit und den Weltfrieden erhielt er 1946 den Friedensnobelpreis. Bei der offiziellen Konstitution des Weltrats der Kirchen 1948 wurde er zum Ehrenpräsidenten ernannt. Ihm zur Seite stand als Sekretär 1910 Joseph H. Oldham (1874-1969). Die Konferenz hatte nur beratenden Charakter für die entsendenden Kirchen und Missionsgesellschaften. Gleichwohl gingen von ihr entscheidende Impulse und Anstöße aus. Der Bericht zur »Zusammenarbeit und Förderung der Einheit« machte nämlich eindrucklich auf das Problem der kirchlichen Einheit aufmerksam. Es sei »das Ziel aller missionarischen Arbeit, in jedem nichtchristlichen Land eine einzige ungespaltene Kirche Christi wachsen zu sehen.« In Edinburgh hatte man vereinbart, keine Debatten über Fragen der Kirchenordnung und Lehre zu führen, sofern darüber kein Konsens bestand. Der ekklesiologische Dissens wurde also ausgeklammert. Ebenso war 1910 bewusst Lateinamerika kein Thema. Das ist bemerkenswert, weil in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus Lateinamerika mit der »Theologie der Befreiung« oder den »Theologien der Befreiung« wichtige missionstheologische Impulse kamen. Lateinamerika galt als katholischer Kontinent. Ein unausgesprochener, heimlicher Antrieb war damals zweifellos die Konkurrenz von Missionaren, Missionsgesellschaften und Kirchen vor Ort. Vor allem für China ist anschaulich belegt, wie Missionare bei den Mandarin

3 Walter KASPER zitiert in: *Herderkorrespondenz Spezial* 1 (2010): »Versöhnt verschieden? Perspektiven der Ökumene«, 39.

4 Vgl. z. B. Roman MALEK, Konfessionalismus und die chinesische Kritik am Christentum im 19. Jahrhundert. Bemerkungen zu einem verkannten Aspekt der Christentumsgeschichte in China, in: Mariano DELGADO/Hans

WALDENFELS (Hg), *Evangelium und Kultur. Begegnungen und Brüche*. Festschrift für Michael Sievernich, Fribourg/Stuttgart 2010, 163-190.

sich um Einfluss bemühten.⁴ Überdies war die denominationale Zersplitterung der Missionsgemeinden offenkundig. Insofern war in der Tat Mission ein wesentlicher Impuls für die Einigungsbestrebungen und für die Ökumene.

Edinburgh führte zum Ausbau eines internationalen Kommunikationsnetzes. Es wurde ein Fortsetzungsausschuss eingesetzt. Der erste Weltkrieg unterbrach die Zusammenarbeit über nationale Grenzen hinweg. Erst 1921 wurde dann ein Internationaler Missionsrat gegründet. Der Internationale Missionsrat wurde 1961 in New Delhi in den Ökumenischen Rat der Kirchen integriert als »Konferenz für Weltmission und Evangelisation«. Zwischen Edinburgh und dem Ökumenischen Rat der Kirchen bestand somit sowohl eine personale Kontinuität (in den Personen John Mott, Oldham), als auch eine institutionelle Verbindung. Damals war die Missionsbewegung von einem optimistischen Fortschrittsgedanken getragen. Man hielt die Missionierung der gesamten Welt – John Mott – »in einer Generation« für möglich und erreichbar. Ziel war ferner die »Christianisierung des nationalen Lebens«. Dieser Zukunftsenthusiasmus ist inzwischen heute gebrochen. Die Auswirkungen der Globalisierung werden nicht nur begrüßt, sondern mit düsteren Befürchtungen begleitet. Weiterhin ist festzustellen, dass weltweit betrachtet das Christentum keineswegs im Vordringen ist, Erfolge der Mission oft nicht erkennbar sind, ja dass ein Rückgang des Christentums besonders in der westlichen Welt, gerade in Europa, zu beobachten ist. Dafür stehen Zeitdeutungen wie Entchristlichung und Säkularisierung. Statt von einer »Mission in Übersee« ist jetzt formelhaft die Rede von »Mission in sechs Kontinenten« oder gar davon, dass Deutschland Missionsland geworden sei. Doch ehe auf aktuelle Fragestellungen und Probleme einzugehen ist, empfiehlt sich ein Rückblick auf die Geschichte der Mission.

4 Rückblick auf die Geschichte der Mission

Ein Blick auf die Geschichte der christlichen Mission legt erhebliche Wandlungen offen. Die Vorstellungen von Mission haben sich tiefgreifend gewandelt. Eine unmittelbare Anknüpfung an das Neue Testament und dessen Aussagen zur Mission ist deshalb nicht sinnvoll. Zwischen den Anfängen steht die lange Geschichte der Mission und auch die Ausbildung des besonderen Typus neuzeitlicher Mission. Urbild und Prototyp des Missionars im Neuen Testament ist der Apostel Paulus. Man muss sich allerdings dessen bewusst sein, dass Paulus mit seiner Lebensführung schon im apostolischen Zeitalter eine singuläre Existenz und Erscheinung war. Er kann nicht Modell für gegenwärtige Wahrnehmung von Mission sein, auch wenn er stetiger Mahner, Zeuge für die Verantwortung des Christen ist, den Glauben zu bezeugen und das Evangelium zu bekennen. Ferner ist zwischen der Ausbreitung des Christentums bis zur konstantinischen Wende und nach der konstantinischen Wende und der Entstehung der Reichskirche zu unterscheiden. Denn in der Reichskirche ändern sich Verständnis und Praxis der Mission fundamental und radikal.

Der Apostel Paulus hat dem christlichen Glauben den Weg in die heidnische, nicht-jüdische Gesellschaft geöffnet und gewiesen. Dabei knüpfte er mit seiner Verkündigung zunächst an bei den vor Ort vorfindbaren jüdischen Gemeinden. Es ist daher nicht zu verkennen, dass die Ausbreitung des Christentums zunächst auf Kosten des Judentums geschah. Dass Nichtjuden, Heiden zur christlichen Gemeinde, die ursprünglich eine innerjüdische Sekte war, hinzukamen, wurde ermöglicht durch die Eigenart des christlichen Glaubens. Der christliche Glaube orientiert sich am Individuum, an der jeweiligen Person. Er lehrt weder einen Familienkult noch einen Staatskult. Damit relativiert der Glaube alle innerweltlichen Grenzen, die von Juden und Nichtjuden, Heiden, von Mann und Frau, von

Freien und Sklaven.⁵ Es ist eine offene Frage, warum sich das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten so erfolgreich ausgebreitet und gegen die pagane Antike durchgesetzt hat. Warum haben sich die Mysterienreligionen nicht durchgesetzt? Dabei ist ursprünglich nicht von einer systematischen Missionsstrategie der ersten Christen auszugehen. Vielmehr war die Ausbreitung des Christentums ein Lebensvorgang. An erster Stelle wird man den persönlichen Eindruck, den einzelne Christen auf Nichtchristen ausübten, in Anschlag bringen müssen.⁶ Es waren Wandercharismatiker, Asketen, Mönche, deren exemplarische Lebensführung beeindruckte. In ländlichen Gebieten und außerhalb der Reichsgrenzen wurde das Christentum durch Mönche und Asketen verbreitet. Zahlreiche spätantike Mönchsviten belegen dies. Dazu kommen »Netzwerk-Konversionen« im Rahmen von Familien – Taufe des ganzen Hauses. Zum zweiten ist es wohl ein Grund gewesen, dass das Christentum mit seinen einfachen Lehren gerade auch einfachen Menschen zugänglich war. Es vermittelte keine Geheimlehren und setzte keine besondere philosophische Bildung und Kenntnisse voraus. Die Zuwendung zum Christentum brachte folglich einfachen Menschen einen »Identitätsgewinn«. Dennoch war drittens das Christentum keineswegs Religion für Ungebildete. Christlicher Glaube ist kein blinder Glaube, er öffnet sich dem Denken. Er weist beispielsweise Fragen nach dem unerklärlichen Rätsel des Bösen, dem mysterium iniquitatis keineswegs ab. Die patristische Theologie war fähig, sich kritischen Fragen und Denkproblemen zu stellen. Viertens überzeugte das Christentum durch klare Maximen der Lebensgestaltung. In ihnen ging es um das Zusammenleben in Ehe und Familie, um den Schutz der Schwachen, einschließlich des Embryo, um die Fürsorge für Kranke; besonders das einfache Leben der Asketen war werbend. Damit verband sich ein sozialdiakonisches Wirken in der Gemeinde, die Fürsorge für Witwen und Waisen, die Armenfürsorge. Das Wort Almosen wurde zunächst von Juden und Christen verwendet, ehe es in den griechischen und lateinischen Sprachgebrauch einwanderte. Das Christentum war sensibilisiert für benachteiligte Gruppen. Sechstens leisteten Taufe und die später mit dem Bußinstitut verbundene Vergebung individueller Schuld eine Hilfe bei der Bewältigung von Lebensfragen, einschließlich der Deutung des Todes. Dies alles schuf siebteins ein neues Einheits- und Zusammengehörigkeitsgefühl in der Gemeinde und in der Kirche. Die Kirche war als Organisation flexibler und durchlässiger als politische Institutionen. Die Christen verstanden sich als neues Volk und »drittes Geschlecht«⁷. Es war also vor allem ein Lebensstil, ein Lebensgefühl, ein Einheitsbewusstsein, welche das Christentum so attraktiv machten. »Missionarisch« attraktiv war also vor der konstantinischen Wende die Lebensführung von Christen und das Beispiel und Vorbild christlicher Gemeinden. Die Ausbreitung des Christentums geschah sozusagen von selbst aufgrund des Angebots an Lebensorientierung und Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, welche der christliche Glaube bot.

Mit der Reichskirche änderte sich dies entscheidend. Aus der vom Staat unabhängigen, immer wieder auch unterdrückten Religion wurde die Reichsreligion. Das veränderte auch den Charakter von Mission fundamental. Das gesamte öffentliche Leben wurde christianisiert. Das Christentum wurde zur Staatsreligion. Es wird zum Integrationsfaktor des Reiches, des Imperium Christianum. Seit den Kaisern Theodosius und Justinian wurde das Christentum für das Bürgersein verpflichtend. An die Stelle der Mission tritt nun die Unterwerfung unter den kaiserlichen Willen. Wer im Reich leben will, hat den orthodoxen Glauben anzunehmen. Heiden und Häretiker werden als Reichsfeinde verfolgt. An die Stelle der Mission tritt faktisch die Ketzergesetzgebung. Augustin zog daraus die Folgerung, das römische Reich sei von Gott zum moralischen Erzieher unter den Völkern bestimmt.⁸

Dieses byzantinische und römische Selbstverständnis übernahmen dann auch die germanischen Völker. Die Annahme des Christentums durch die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig

498 war politisch motiviert. Karl der Große zwang die Sachsen zur Annahme des Christentums. Später führte diese Sicht der Aufgabe der Mission bei der Ausdehnung des Reiches nach Osten sogar zu einer »Schwertmission« und zu den Kreuzzügen gegen die Slawen.

Außerhalb des Reiches, etwa in Persien und in Indien, breitete sich das Christentum nach wie vor wie in der vorkonstantinischen Zeit aus, nämlich durch Beispiel und individuelle Überzeugung. Dabei blieben die Christen zumeist eine Minderheit in einer nichtchristlichen Umwelt. Eine erhebliche Rolle spielte bei der Ausbreitung des Christentums der Handel, da sich das Christentum entlang den Handelsrouten ausbreitete.

Eine erneute wesentliche Änderung bringt die Entdeckung des Seewegs nach Indien durch die Portugiesen 1498 und insbesondere die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus 1492. Darauf reagierte als erstes die römisch-katholische Mission. Das evangelische Verständnis hingegen verharrte beim Territorialprinzip. Auf evangelischer Seite wurden die katholischen Missionsbemühungen sogar mit äußerstem Misstrauen betrachtet. Den Reformatoren ging es um die Reform der Kirche, nicht um Weltmission. Frühe lutherische Theologen vertraten die Überzeugung, die Apostel hätten bereits die gesamte Welt evangelisiert, einschließlich der Indianer Amerikas.⁹ Auch der große Theologe Johann Gerhard (1582–1637) war dieser Überzeugung.

Ein neuer Anstoß zur Mission kam dann vom Pietismus. Der Aufklärung und aufgeklärten Theologen lag der Gedanke der Mission hingegen ganz fern¹⁰. Aufklärung schätzte alle Religionen in ihrem Wert und in ihrer Bedeutung gleich ein. Voran ging der Mission des Pietismus zeitlich die reformierte holländische Kolonialmission. Der Pietismus betonte die Seelenrettung. August Hermann Francke schickte 1706 erstmals von Halle aus zwei Missionare in die dänische Handelskolonie Tranquebar. Zinzendorf betrieb als Herrnhuter bewusst Mission unter den Indianern in Amerika. Erste Missionsgesellschaften entstanden im 18. Jahrhundert dann in England. Dabei spielte die Erweckungsbewegung die entscheidende Rolle. Der Erweckung ging es um die Errettung der Seelen von Heiden vor dem Jüngsten Gericht. Zugleich war die Erweckungsbewegung überdenominationell. Konfessionszugehörigkeit, Bekenntnisstand traten zurück hinter der Unterscheidung von Bekehrten oder Unbekehrten, Gottlosen, Verlorenen. Die 1815 gegründete Basler Missionsgesellschaft vereinte interkonfessionell württembergische Lutheraner und reformierte Schweizer. Denn entscheidend war das Herz, die Glaubensentscheidung. Die neuen Missionsgesellschaften bildeten sich neben den Kirchen und wurden von den Kirchen teilweise mit Misstrauen betrachtet. Geprägt waren sie von der Spiritualität der Erweckung. Häufig waren prämilleniare Vorstellungen von der nahen Wiederkunft Christi leitend, die durch die Mission beschleunigt werden könnte. Dafür steht der Begriff »Glaubensmission«. James Hudson Taylor gründete 1865 die China-Inland-Mission als Glaubensmission. Zu den denominationell übergreifenden Missionen gehört in Deutschland die Liebenzeller Mission. Im 20. Jahrhundert entstanden dann pfingstlich-charismatische Missionen, die derzeit vornehmlich in Afrika und Lateinamerika sehr aktiv sind. Diese aus dem Pietismus hervorgegangenen Missionsgesellschaften und Missionare verkörpern eine eigene Auffassung vom Ziel der Mission und einen eigenen missionarischen Stil. Sie sind allerdings ein typisch neuzeitliches Phänomen.

Neben den Auswirkungen des Erweckungs- und Seelenrettungsmotivs ist ein weiterer zentraler Grund für die Mission im 19. und 20. Jahrhundert anzusprechen, nämlich der

5 Galater 3,28.

6 Christoph MARKSCHIES, *Warum hat das Christentum in der Antike überlebt?*, Leipzig 2004, v. a. 49ff.

7 JUSTIN, *Dial.* 119, 4; 123, 1.

8 AUGUSTIN, *De civitate Dei* 5, 13.

9 Philipp NICOLAI (1556–1608), *De regno Christi* 1598.

10 Vgl. die Ringparabel in Gotthold Ephraim Lessing, Nathan der Weise.

Kolonialismus. Die moderne Mission, und zwar aller Konfessionen, erlebte einen Aufschwung und eine Förderung durch die Kolonialbewegung und den Imperialismus. Eine ganz wichtige Voraussetzung dafür war die verkehrstechnische Erschließung der Welt, sowie die Industrialisierung und der Bedarf an Rohstoffen. Missionare waren oft Vorboten der Kolonialisierung. Kolonisierte sollen gesagt haben: »Zuerst hatten wir das Land, und ihr hattet die Bibel. Jetzt haben wir die Bibel und ihr habt das Land.«¹¹ Das Bestreben nach kolonialer Expansion führte zur politischen Unterstützung und finanziellen Förderung von Mission. Begründet wurde dies mit dem Argument, die Völker in Afrika und Asien zur Kultur zu erziehen. Manche Staaten ließen außerdem in ihren Kolonien nur eigene Staatsbürger als Missionare zu (z. B. Belgien im Kongo). Die Verquickung von Mission und Kolonialismus ist ein düsteres Kapitel. Gert von Paczensky statuiert: »Fromm, gütig, segenspendend, fürsorglich – so das traditionelle Bild christlicher Missionare in der farbigen Welt. Doch der Schein trügt. Missionen waren Verbündete des Kolonialismus, oft sogar grausame. Sie halfen, alte Kulturen zu zerstören, Menschen zu entwurzeln, Familien und ganz Völker zu spalten.«¹² An dieser Kritik ist nichts zu beschönigen. Die beiden Weltkriege haben diese Ära der Missionsgeschichte beendet. Die Hypothek dieser Geschichte besteht aber weiter. Auf diesem Hintergrund sind gegenwärtige Probleme der Mission zu reflektieren.

5 Umstrittene und angefochtene Mission

Inzwischen gibt es Stimmen, die prinzipiell bestreiten, dass europäisches Christentum überhaupt noch das Recht habe, in anderen Kontinenten zu missionieren. Die Zeit des Missionars als Agenten einer organisierten christlichen Bekehrung außereuropäischer Bevölkerungen scheine zu Ende zu sein. Solche Art von Mission wäre letztlich theologischer und kirchlicher Imperialismus. Zugespißt besagt dies: europäische Christen sollen heute nicht mehr missionieren, sondern demissionieren, abdanken, verzichten. Albert Schweitzer kennt nur noch ein ethisches Motiv für Mission: Sühne und praktisch tätige Nächstenliebe. »Da gibt es nur eine Sühne, ein Wiedergutmachen, dass wir den Heiden, die die Christen als reißende Wölfe haben kennen lernen, Hirten schicken, die sie weiden auf der Aue des Evangeliums. Die Mission ist nur ein Schuld- und Sühnopfer, das noch viel zu gering ist.« »Mission treiben, heißt, die Pflichten der Menschlichkeit an unseren Brüdern in der Ferne zu erfüllen.«¹³ Allerdings spricht Schweitzer auch von einer Erziehung zu einer »höheren Lebensweise«. Wiedergutmachung und Hilfsbereitschaft sind zwar sicherlich eine Motivation für Mission, aber als einzige sind sie nicht zureichend. Zwar ist die historische Schuld, die durch die Verbindung der Mission mit dem Kolonialismus entstand, nicht zu leugnen und zu verdrängen. Man kann also nicht so tun, als sei das Thema Mission heute noch genauso unverändert zu verstehen wie in den Anfängen des Christentums. Dazu hat sich in der Missionsgeschichte zuviel ereignet und verändert. Man muss vielmehr Mission im heutigen, gegenwärtigen Kontext reflektieren. Dabei treten eine Reihe von Dilemmata zutage.

¹¹ Gert von PACZENSKY, *Verbrechen im Namen Christi*. Mission und Kolonialismus, München 2000, 293. Aus Neuseeland soll der Satz stammen: »Während wir unter dem Einfluss der Mission zum Himmel schauten, kamen eure (der Missio-

nare) Brüder und nahmen uns das Land weg.«

¹² PACZENSKY, *Verbrechen* (wie Anm. 11), Umschlagtext.

¹³ Albert SCHWEITZER, *Von der Mission*. Werke aus dem Nachlass, München 2003, 340.

¹⁴ Vgl. Theo SUNDERMEIER, *Konvivenz und Differenz*. Studien zu einer verstehenden Missionswissenschaft, Erlangen 1995.

1 Zunächst ist ein Grundkonflikt über das *Ziel* von Mission zu bedenken. Er stammt bereits aus dem 19. Jahrhundert. Für Pietismus und Erweckungsbewegung war das Ziel von Mission die Seelenrettung von einzelnen Bekehrten. Paradigmatisch dafür ist die Glaubensmission. Dagegen ging es anderen, liberalen Missionsgesellschaften, wie der Berliner Missionsgesellschaft, die seit 1882 in China aktiv wurde, oder der Ostasienmission darum, das Christentum auch in anderen Kulturen und Lebensformen heimisch zu machen. Die Ostasienmission wurde 1884 in Weimar als »Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein« gegründet und formulierte als Zweck in § 2 der Statuten, »christliche Religion und Kultur unter den nichtchristlichen Völkern auszubreiten in Anknüpfung an die bei diesen schon vorhandenen Wahrheitsmomente.« Arbeitsgebiete waren China und Japan. Will man eine andere Kultur in ihrem Eigenwert achten, dann gilt es zuerst, diese zur Kenntnis zu nehmen und ihre Besonderheit zu respektieren. Missionare haben deswegen oftmals wichtige Beiträge zur Religionsethnologie und zur Erforschung fremder Kulturen erbracht. Voraussetzung dafür ist freilich das Bemühen, den Fremden wahrzunehmen und zu verstehen.¹⁴ Dabei geht es um interkulturelle Kommunikation. Man kann im Konflikt über die Ziele der Mission um die Grundposition idealtypisch unterscheiden zwischen Evangelikalen und dialogorientierten Ökumenikern, oder auch Fundamentalisten und Modernisierern. In Deutschland gab es deswegen heftige Auseinandersetzungen, die ausgelöst wurden durch das Antirassismusprogramm des Ökumenischen Rats der Kirchen und die Betonung von Dialog und Entwicklungshilfe als Aufgabe der Mission. Hinter diesem Konflikt stehen auch theologische Differenzen um Schriftverständnis, Autorität und Auslegung der Bibel, Einzigartigkeit Christi und die einzigartige Rolle der christlichen Gemeinde bei der Erlösung und für die Mission. Bereits 1917 hatten in den USA evangelikale Denominationen eine »International Foreign Mission Association of North America« gegen die kulturoffenen, »liberalen« Missionsgesellschaften gegründet. Nach der von Peter Beyerhaus verfassten »Frankfurter Erklärung«, 1970, ist allerdings die »Lausanner Verpflichtung«, 1974 offener. Sie wurde auf einem von Billy Graham organisierten Kongress für Weltevangalisation in Lausanne verabschiedet. Ziel und Inhalt der Mission sind also theologisch strittig.

2 Auch *wer* missioniert werden soll, ist umstritten. Immer wieder wurden und werden in Asien und Afrika durch protestantische, aber auch katholische Missionare Christen aus einheimischen Kirchen abgeworben. Die orthodoxen Kirchen verurteilen dies als Proselytismus und berufen sich dagegen auf das Recht des kanonischen Territoriums. Proselytismus ist ein heikles Thema. Dabei spielen Angebote der Entwicklungshilfe und der Bildung als Anreize eine wesentliche Rolle. Gerade auch im Blick auf Ökumene kann man das schwierige und strittige Thema des Proselytismus nicht mit Schweigen übergehen.

3 Das Spannungsverhältnis von Mission und Entwicklungshilfe wurde schon erwähnt. Gustav Warneck (1834-1910), der Begründer der deutschen evangelischen Missionswissenschaft, konstatierte bereits 1881, es scheine »der Missionssinn um so größer, je größer der überseeische Handel ist.« Globalisierung ist ein ökonomisches Faktum. Im Zeitalter der Globalisierung kommt Mission aber nicht vorbei an weltweiten Problemen wie Migration, Armut, ökologische Katastrophen, Verteilungskämpfe, Wassermangel, Rassismus, AIDS, und nicht zuletzt fundamentalistischer Gewalt. Kirche und Mission können vor diesen Weltproblemen nicht die Augen schließen. Es geht nicht mehr allein und bloß um Seelenrettung, sondern um Hilfe für den ganzen Menschen. Diese Probleme haben wir heute aber auch im eigenen Land, z. B. Migration, ökologische Schäden. Mission ist zur Herausforderung im eigenen Haus geworden. Denn Christen und Kirchen können die Verantwortung für die Einhaltung der Menschenrechte gerade vor Ort nicht verweigern und müssen Hilfsangebote machen. Die Alternative Mission oder Entwicklungshilfe, Evangelisation oder

tätiger Einsatz für Notleidende, Arme, Benachteiligte ist dadurch überholt. Die Frage ist lediglich noch, ob in den Aktivitäten von Diakonie, Hilfe, Anwaltschaft für Menschenrechte der Auftrag der Mission, die Verkündigung des Evangeliums und der Ruf zum Glauben überhaupt noch kenntlich sind.

Eine besondere Erwähnung verdient die ärztliche Mission. Ihre Anfänge finden sich im 19. und 20. Jahrhundert in Großbritannien und in den USA. Der Gedanke einer deutschen ärztlichen Mission geht zurück auf Theodor Christlieb.¹⁵ Das Deutsche Institut für ärztliche Mission mit dem Paul Lechler Krankenhaus in Tübingen ist konfessionell evangelisch geprägt. Gerade auf dem Feld der ärztlichen Mission ist Ökumene heute eine spezielle Herausforderung.

4 Ein besonderes Thema ist das Verhältnis von Mission und Bildung. Ein wichtiges Mittel der Mission war im 19. Jahrhundert die Errichtung von Schulen und Bildungseinrichtungen durch Missionare. Missionsschulen hatten eine besondere werbende Kraft. Zugleich stellt sich allerdings die Frage der Entfremdung der Missionsschüler von der einheimischen Kultur. Umgekehrt kann die Begegnung mit fremden Kulturen, zumal mit einer Hochkultur genauso zur Infragestellung der eigenen Religion und Kultur veranlassen. Aus Missionaren wurden dann kritische Religionswissenschaftler.¹⁶

5 Diese Überlegungen spitzen sich zu auf die Frage nach dem Verhältnis von Mission und Dialog, Religionsdialog. Mission beruht auf dem Wahrheitsanspruch des Evangeliums. Wie steht es dann um den Wahrheitsanspruch anderer Religionen. Ernst Troeltsch reflektierte die »Absolutheit des Christentums«¹⁷ und kam zu dem Schluss, es gebe keine Alleingeltung des Christentums. Er bestreitet darum einen Exklusivitätsanspruch des Christentums und des christlichen Glaubens. Heute werden aufgrund solcher Überlegungen inklusive und pluralistische Religionstheorien vertreten. Damit stehen dann jedoch die Grundlagen der Mission überhaupt zur Disposition. Sollte an ihre Stelle eine dialogische Begegnung und Kommunikation der Religionen treten, statt einer Bekehrung? Und sind alle Nichtchristen des Heils verlustig und verloren? Muss man also Christ sein, um das Heil und Erlösung zu erlangen?

Die traditionelle Mission steht heute damit vor immensen Herausforderungen und hat sich kritischen Anfragen zu stellen. Der Kontext hat sich entscheidend verändert. Mit den veränderten Rahmenbedingungen ändern sich auch Selbstverständnis und Arbeitsweise von Mission. Aus der »Mission der nichtchristlichen Regionen« wird seit der Missionskonferenz in Mexico City die »Mission in sechs Kontinenten«. Die Wuppertaler Vereinigte Evangelische Mission hat sich folgerichtig unter dem Leitmotiv »United in Mission« zur »Gemeinschaft von Kirchen in drei Erdteilen« gewandelt. Bei dieser Aufgabe sind ganz unterschiedliche Kontexte und kulturelle, gesellschaftliche und politische Situationen zu beachten. Kontextualität wird dadurch zu einer maßgeblichen Kategorie von Mission. Unterschiedliche Kontexte haben Pluralismus zur Folge. Mit unterschiedlichen Kontexten und einem innergesellschaftlichen Pluralismus umgehen, kann nur, wer zur Toleranz fähig ist. So sind heute Kontextualität, Pluralismus und Toleranz Voraussetzungen und Bedingungen von Mission. Das hat dann Rückwirkungen auf das Verständnis und Selbstverständnis von Mission.

15 Theodor Christlieb 1833-1889, 1868 Professor für Praktische Theologie in Bonn, 1883 Mitbegründer des Evangelisationsvereins.

16 Z. B. Jakob Wilhelm Hauer 1881-1962, Indologe in Tübingen, Gründer der Deutschen Glaubensbewegung.

17 Ernst TROELTSCH, *Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte*, Tübingen 1902, 1912.

18 Reinhard FRIELING, *Der Weg des ökumenischen Gedankens*, Göttingen 1992.

19 Vgl. FRIELING, *Der Weg* (wie Anm. 18), 183ff.

6 Ökumene als Aufgabe der Mission

Die Ausgangsthese war, dass von Anfang an ein Wechselverhältnis von Mission und Ökumene bestand. Diese These ist nun noch weiter zu bedenken. Ökumene ist unbestreitbar mehr als Mission und nicht nur Mission.¹⁸ Die Weltmissionskonferenz von Edinburgh war zwar so etwas wie die Geburtsstunde der ökumenischen Bewegung. Denn für sie war die denominationelle und konfessionelle Zersplitterung auf den Missionsfeldern ein Ärgernis. Das hat sie damals zum Streben nach kirchlicher Einheit veranlasst. Damit ist aber noch nichts über die Zielvorstellungen der Einheit, über die Weise der Schaffung ökumenischer Gemeinsamkeiten und über die grundsätzliche und praktische Gemeinschaft der Kirchen ausgesagt.

Ökumene ist nicht eine gefestigte Institution, sondern eine Bewegung. Im 20. Jahrhundert hat diese Bewegung die Kirchen geprägt und beeinflusst. Dabei hat sich auch eine ökumenische Theologie herausgebildet. Einige Themen sind besonders zu nennen.¹⁹ Eine liturgische Bewegung und ökumenische Spiritualität haben auf die Kirchen gewirkt. Dabei ist beispielsweise zu denken an das Gebet für die Einheit und die Entstehung eines geistlichen Ökumenismus. Ein wesentliches Arbeitsfeld stellt inzwischen auch die Bibelbewegung und Bibelauslegung dar. In der Bibelexegese gibt es heute einen breiten ökumenischen Konsens. Das belegen nicht nur ökumenische gemeinsam erarbeitete Bibelkommentare oder kontextuelle Bibelauslegungen, sondern auch Konvergenzen in der Zuordnung von Schrift und Tradition. Auch Lehrgespräche haben durchaus zu Übereinstimmungen und Annäherungen geführt. Man hat sich gegenseitig nicht nur besser kennen gelernt, sondern hat auch viel Gemeinsames entdeckt. Allerdings bestehen nach wie vor zentrale und ungelöste Streitpunkte im Verständnis des Amtes und der vom Amtsverständnis abhängigen Abendmahlsgemeinschaft, der eucharistischen Gemeinschaft. Insbesondere steht zwischen den Konfessionskirchen als ungelöstes Problem die Bewertung des päpstlichen Amtes und Primates.

Auf dem Gebiet der Sozialethik gibt es ebenfalls weitreichende Übereinstimmungen und vielfältige Zusammenarbeit. Das gilt in gleicher Weise für die Aufgabe der Entwicklungshilfe, der Hilfe in der Dritten Welt, aber auch in der Friedensethik. In der praktischen Ethik sind weithin Konsonanzen zu beobachten. Diese Ergebnisse und eine positive Entwicklung der ökumenischen Bewegung sind zur Kenntnis zu nehmen, ehe auf ungelöste Fragen der Mission und Ökumene einzugehen ist. Mission und Ökumene standen im 20. Jahrhundert zunächst unter dem Vorzeichen einer raschen und stetigen Entwicklung, also eines Fortschrittsgedankens. Diese Zeitdeutung und diese Sicht der Geschichte ist im 21. Jahrhundert ins Wanken geraten.

Hinter der Begründung und Ausrichtung der Mission standen ferner am Anfang eschatologische und heilsgeschichtliche Entwürfe und theologische Konzeptionen. In Edinburgh waren sie maßgeblich. Man hoffte, in kurzer Zeit die gesamte Welt für den christlichen Glauben gewinnen zu können und dadurch der Vollendung der Welt, dem Eschaton, der Vollendung näherzukommen und näherbringen zu können. Inzwischen ist hier eine Ernüchterung eingetreten. Aus der Perspektive der Hoffnung wird nicht nur die Erfahrung von Enttäuschung, sondern auch die Einsicht, dass es Brüche in der Weltgeschichte und Rückfälle in Barbarei, Unmenschlichkeit und Unglaube gibt. Es gibt nicht nur Siege, sondern auch schmerzhaft und lange nachwirkende Niederlagen. Das 20. Jahrhundert ist keineswegs zu einer Erfolgs- und Ruhmesgeschichte des Christentums geworden. Es gab auch Versagen, Verluste und Abkehr vom Christentum. Dabei ist die Entwicklung in den einzelnen Regionen unterschiedlich. Man hat also der Unterschiedlichkeit

historischer, kultureller, politischer und sozialer Kontexte Rechnung zu tragen. Gerade im Blick auf Mission sind Differenzierungen erforderlich. Dies gilt jedoch nicht nur für den sozio-kulturellen Kontext, also für das, was man die nichttheologischen Faktoren nennt. Es betrifft genauso die theologischen Positionen.

Pluralismus und Kontextualität sind nämlich nicht nur eine Folge sehr unterschiedlicher Rahmenbedingungen und struktureller, sozio-kultureller Gegebenheiten. Sie haben auch interne theologische Ursachen. Das könnte man auch in einem Vergleich von evangelischem und katholischem Verständnis von Mission zeigen. Hinter dem jeweiligen Verständnis von Mission und Ökumene stehen auch verschiedene theologische Grundannahmen und Grundentscheidungen. Allerdings sollte man nicht jede theologische Differenz zur Bewährungsprobe machen. Das 2. Vatikanische Konzil hat auf katholischer Seite auf eine »Hierarchie der Wahrheiten« hingewiesen. Auf evangelischer Seite entspricht dem eine Konzentration auf das Fundamentale, auf das entscheidende und nicht zur Disposition stehende Christliche.²⁰

Die Ernüchterung, die hinsichtlich der Mission festzustellen ist, ist ebenso im Blick auf die Ökumene zu beobachten. Allerdings spreche ich nicht von einer *Krise* der Ökumene. In der Rede von Krise sehe ich eine übersteigernde dramatische Rhetorik. Aber dass manche ökumenische Blümenträume nicht gereift sind und nicht Frucht getragen haben, ist unbestreitbar. Persönlich war ich stets an einer ökumenischen, interkonfessionellen Verständigung interessiert. Der Katholizismus ist mir seit Jugend vertraut. Und Christen haben sehr viel gemeinsam: Bibel, Glaubensbekenntnis, Vaterunser, Lieder, Gebete. Es gibt also eine gemeinchristliche Grundlage und Basis der Kommunikation. Daneben gibt es ebenso Unterscheidendes und Trennendes. Ehe man das Trennende bedenkt, sollte man das Gemeinsame betonen und nutzen. Freilich war ich im Blick auf ökumenische Zielvorstellungen, wie sie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts formuliert wurden, immer zurückhaltend, vielleicht sogar skeptisch. Denn eine organisatorische, institutionelle Einheit der Kirchen ist nach meiner Überzeugung kein rasch und einfach zu erreichendes Ziel. Dem stehen vielmehr noch erhebliche kirchenrechtliche, historische und konfessionell traditionelle Verschiedenheiten im Wege.²¹ Die Zeiten der gegenseitigen Bekämpfung von Konfessionen und Kirchen und massiver Verketzerungen sollten jedoch vorbei sein. Als evangelischer Theologe plädiere ich für die Achtung versöhnter Verschiedenheit. Die Einheitsmodelle des römisch-katholischen Lehramtes und evangelischer Kirchen divergieren unverkennbar nach wie vor. Aus diesem Grund ist nach wie vor über das Verhältnis von Ökumene und Konfession zu reflektieren. Bei der Herausbildung und Formierung von Konfessionen in der Neuzeit haben sicherlich auch menschliches Versagen und damit nicht nur gute und christlich überzeugende Absichten eine Rolle gespielt. Ein enger Konfessionalismus, wie ihn das 19. Jahrhundert herausbildete und verfestigte, ist überholt. Nicht überholt sind gleichwohl manche Einsichten und Erkenntnisse von konfessionellen Theologien und Frömmigkeitsformen. Sie enthalten überdies zugleich Anfragen an andere Kirchen. Das Kleid der Christenheit ist nun einmal bunt und farbig. Uniforme Glaubensformen und überall gleiche kirchliche Organisationsstrukturen sind nicht zwingend geboten. Dazu kommt bei den jeweiligen Lokalkirchen eine Verschiedenheit in der Analyse und Bewertung der Weltsituation. Daraus ergibt sich, dass nicht uneingeschränkt eine Konsensökumene anzustreben ist, sondern auch daneben eine Differenzökumene besteht.

Über Differenzen ist allerdings offen zu reden. Der ökumenische Dialog und ebenso der Dialog des Christentums mit der Welt ist in Offenheit und Wahrhaftigkeit zu führen. Der Dialog ruht jedoch auf Erfahrungen geistlicher Einheit und praktischer Zusammen-

arbeit der Christen, Erfahrungen, die längst noch nicht ausgeschöpft sind. So ist neben Dialog Konvivenz, Zusammenleben der Verschiedenen, Gastfreundschaft und aktive Kooperation angesagt.

Solange jedoch unterschiedliche Kirchen und Konfessionen in den traditionellen und historischen Gebieten des Christentums weiter bestehen, werden sie auch in der Mission und auf den Missionsgebieten immer noch vorhanden sein. Man kann die Last der Geschichte, auch der Missionsgeschichte nicht einfach abschütteln; wohl aber kann man sich neuen Einsichten öffnen und nach neuen Wegen suchen. In einer nichtchristlichen Umwelt kann konfessioneller Hader zu Belastungen führen, Rivalitäten schaffen und dadurch die Glaubwürdigkeit des christlichen Zeugnisses verdunkeln. Auf diese Gefahr ist zu achten und mit Spannungen ist sensibel und in gegenseitigem Respekt umzugehen. Dieses Spannungsverhältnis ist nicht schlagartig zu beseitigen. Denn eine Vereinigung, Union oder Fusion von denominationell entstandenen und in einer bestimmten Tradition gewachsenen Jungen Kirchen birgt auch das Risiko in sich, dass zusätzlich zu den bereits vorhandenen Kirchen nur noch eine weitere neue Kirche entsteht. Deshalb ist auch nach anderen Formen von Verbindungen zu suchen, etwa in Gestalt von Netzwerken, Absprachen und Kooperationen. Dabei habe ich das aktuelle Problem der Mission im eigenen Land, in einem entkirchlichten, oft säkularisiert gewordenen Europa gar nicht angesprochen, das infolge der Migration religiös pluralistisch geworden ist. Auch in Europa ist eine pastorale Mission dringlich geboten. Sie kann nur von den Kirchen gemeinsam und in ökumenischem Geist geleistet werden. Dafür finden sich Ansätze in der *Charta Oecumenica. Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa* aus dem Jahr 2001. Die Charta ist bekanntlich keine rechtlich verbindliche Vereinbarung, kein Vertrag, sondern bloß eine Verpflichtung zum Dialog und zur Zusammenarbeit. Eine solche Verpflichtung könnte auch Modell und Beispiel werden für Mission und Ökumene außerhalb Europas. Mission und Ökumene nötigen Christen heute zu einer dialogischen Existenz, zu einem Leben in Begegnungen und zu Beziehungen in der Lebenswelt. Hermann Schälück betont zutreffend, dass Mission sich in Zukunft mehr durch die Fähigkeit zur Relation als durch einen Drang zur Expansion definieren lassen muss. Sie muss offen sein für die Gottes- und Glaubenserfahrungen, die Spiritualitäten und Theologien anderer Menschen und Kulturen und fähig sein zu Reziprozität und Komplementarität. Nur dann kann sie sich den Herausforderungen der Zeit stellen. »Mission darf nicht ekklesiologisch und konfessionell eingeführt werden. Sie sucht und findet Gott auch jenseits von Grenzen.«²²

20 Damit ist angespielt auf das Fundament des Glaubens nach 1 Korinther 3,11; auf dem einen Fundament sind freilich dann verschiedene Entfaltungen und Gestaltungen des Glaubens zulässig.

21 Ein zentrales Problem ist bekanntlich die Anerkennung des Amtes des Papstes, nicht nur für evangelische Kirche und Theologie, sondern auch für die orthodoxen Ostkirchen. Denkbar ist derzeit nicht eine Gemeinschaft »unter dem Papst«, sondern allenfalls mit dem Papst. Dabei wären die Modalitäten im Einzelnen sorgfältig zu prüfen.

22 Hermann SCHALÜCK, »Verstehen und verstanden werden«. Mission im Zeichen von Interkulturalität, Pluralismus und Dialog, in: *Herderkorrespondenz spezial* 2 (2010), 9–13, Zitat 11.

Zusammenfassung

Der Beitrag behandelt die unlösbare Verbindung von Mission und Ökumene und stellt in diesem Zusammenhang besonders die Bedeutung der Konferenz von Edinburgh 1910 heraus, blickt in die Geschichte der Mission zurück, die auch eine schwere Last bedeutet, und versucht auf dem Hintergrund der Feststellung einer Ernüchterung in Fragen der Mission, aber auch der Ökumene einen Ausblick. Die *Charta oecumenica* für die Kirchen in Europa aus dem Jahre 2001 stellt einen gelungenen verpflichtenden Leitfaden für künftige Zusammenarbeit der verschiedenen Kirchen dar, eine solche Verpflichtung wäre auch auf weltweiter Ebene erwünschenswert.

Abstract

The contribution treats the indissoluble connection between mission and ecumenism, emphasizing in particular the significance of the Conference of Edinburgh in 1910 in this context. It looks back into the history of mission, which is also a heavy burden, and attempts to provide an outlook for the future against the backdrop of the observation that there is a disenchantment concerning questions of mission, but also of ecumenism. The 2001 *Charta Oecumenica* for the churches in Europe represents a successful and binding primer for future cooperation among the different churches. Such an obligation would also be desirable on a world-wide level.

Sumario

El artículo trata de la unión inseparable entre misión y ecumene. En ese contexto resalta sobre todo el significado de la conferencia de Edimburgo en 1910, analiza la historia de la misión, que también es un duro lastre, e intenta finalmente esbozar unas perspectivas, teniendo en cuenta la autocrítica actual en cuestiones de la misión y de la ecumene. La *Charta oecumenica* del año 2001 para las Iglesias en Europa representa una hoja de ruta obligatoria para la colaboración ecuménica de las diferentes Iglesias. Sería deseable que existiera una hoja de ruta semejante a nivel mundial.
